

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

91 (20.4.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 16

Schnauben zutage beförderte. Er geriet natürlich in außerordentliche Aufregung und suchte nach dem Ratin ein Hospital auf, um sich operieren zu lassen. Der Schädel wurde aufgemesselt und der Gehirnhirnhaut wenig überlassen, als er in der Gehirnhirnhaut ein Wanzennest fand, das sich nur mit Schwierigkeiten entfernen ließ.

Dieser Fall steht in der Tat einzig da, denn man hat wohl davon geredet, daß einer Würmer im Kopfe habe, aber von Wanzen ist bis jetzt noch nichts bekannt gewesen. Die englische Zeitschrift macht sich über den Ratin lustig, weil sich dieser stets den Anschein gibt, als ob er in medizinischen Sachen wohl unterrichtet ist, während er es im Gegenteil oft an der Sorgfalt der medizinischen Berichte fehlen läßt. Wer die Wanzen und ihre Gewohnheit kennt, muß die ganze Erzählung für eine Lüge halten; vielleicht ist sie als Aprilscherz aufzufassen, auf die andere Hineingefallen sind.

Ein Schwibbad im dreizehnten Jahrhundert. In den osteuropäischen Gegenden erfreuten sich die Schwibbäder schon sehr früh einer sehr großen Beliebtheit. Ebenso erzählt der Heidenapostel Andreas, daß die Slawen hölzernen Wäber und darin feinerne Oefen gehabt hätten; wenn die letzteren stark geheizt waren, setzten sie sich nadend ins Bad, begossen sich und die heißen Steine mit lauem Wasser, peitschten sich mit Stuken und laubigen Zweigen so arg, daß sie oft kaum lebendig herauskriechen konnten. Der Gebrauch dieser Wäber ist wahrscheinlich durch russische und griechische Kaufleute nach Süd- und Norddeutschland gebracht worden. Diese Schwibbäder wurden bald auf Burgen und in Bürgerhäusern allgemein und da, wo die besondere Badestube fehlte, bediente man sich dazu der strohbedeckten oder zusammengefügten Kübel und legte erhitzte Steine hinein. In den Kalendern, den Volks- und Hausbüchern jener Zeiten, waren stets unter den Gesundheitsregeln in jedem Monat auch die günstigsten und ungünstigsten Zeiten für Wasser- und Schwibbäder mit unfehlbarer Sicherheit bezichnet. In einem solchen heißt es: „Jenner: kühl erlaube ich dir zu paben. Sonnig: warme pad die feint dir gut. März: Du magst auch warm paben wol. Gewis: mon: vor schlaf und vor paben, Güt dich, wann es tut schaden. Augustus: Göt mit dir zu paben“.

Helbling, ein Wiener Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, hat uns den Hergang eines solchen Schwibbades mit bezauglicher Anschaulichkeit geschildert. Darnach gab in Wien der Badmeister mit einem Horn das Zeichen. Auf dieses Zeichen eilte wer haben wollte, nur mit dem notwendigsten bekleidet, barfuß, ohne Gürtel mit ungebüstem Haar aus dem Hause in die Badestube. Diese Bekleidung, die sich selbst bei anständig erzogenen Bürgern, bei Familienvätern auf ein einziges Untergewand vereinfachte, wurde von deren Weibern und Kindern aus Furcht vor dem in der Badestube häufig vorkommenden Diebstahl als lästig erachtet und so liefen sie, entblößt, wie die Natur sie geschaffen hatte, dem Bade zu. Wohlhabende nahmen ihr eigenes Badegewand oder Badelaken mit, ärmere erhielten dasselbe in der Badestube, doch in keinem Inventar vermaglicher Häuser durfte dasselbe mit dem Badegewand oder der Badelappe fehlen. Nachdem der Anstimmung sich entkleidet hatte, bot der Wirt ihm mehrere aus Wirtens- und Eichenlaubreisern gebundene Büschel zur Auswahl an. „Einen frischen neuen Eichel hinter wohl gebunden.“ Mit diesem Büschel peitschte man die Haut, um deren Tätigkeit zu erhöhen oder ließ sich vom Wader und dessen Dienern peitschen und mit lauem Wasser besprengen. Die öffentlichen Badestuben hatten tafelförmig aufgestellte Bänke; auf deren oberer Strecke sich der Badende aus, den Kopf auf ein hölzernes Kissen gelehnt, und je heißer es in der Stube wurde, um so tiefer hing er herab, bis er von der unteren nicht selten ohnmächtig herabfiel und aus der Badestube getragen werden mußte. Die Dienerschaft war meistens eine weibliche, auf den Burgen bedienten gewöhnlich die Ködler der abhängigen Lehnsleute. Dem Helbling brachte „ein Weibel viel geknelt“, ein Schaff Wasser, „weder zu kalt noch zu warm“ und strich ihm mit dem Büschel Rücken, Beine und Arme. Außerdem hatten gut eingerichtete Baderstuben noch eine Gewandkammer. Dann wurden nach Helblings Erzählung die Leigen Steine mit Wasser begossen, die Fenster, gewöhnlich klein und eng, verberdunkelt und die Wadenbänke von neuem die Weibel zu schwingen. „Ich begunde ich lachen in der hinteren Stube.“ Dem Helbling war es noch nicht heiß genug, er läßt zwei Büsche Holz nachschüren und nachdem er auf der Bank ausgestreckt hinlänglich geschwitzet hat, steigt er auf die kühleren Bänke herab, läßt sich hier den Schweiß abreiben, dann mit Seifenlauge „lauter und Lichtfarben“ begießen. Das vielgeleitete Badeweibel muß ihn zwingen und kneten, begießen, reiben und wieder begießen; wie ein Gewandstück wird er in die grünlichste Wäsche genommen. Dann ruft er nach dem Scherer und häufig kam auch noch der Aderläser hinzu. Ebenso gab man auch im Mittelalter viel auf ein sorgfältiges Waschen des Kopfes; wie haben Silber, die ganze Reiben solcher Kopfwaschenden zeigen. Im fünfzehnten Jahrhundert zogen auch wohl, z. B. in Frankfurt am Main, die Fader Korübergehende mit größter Andringlichkeit in ihre Badestuben, um sie fast gewaltsam zu scheeren und ihnen den Kopf zu waschen. — Nachdem ein Scherfrucht unsern Helbling Haar und Bart geschoren hat, verläßt er auch die letzte Bank, um im Hinausgehen noch einmal mit Wasser überspritzt zu werden. Im Vorzimmer findet er ein Bett bereit und pflegt darauf der beglücktesten Ruhe. Auch Michael sagt in einem Liebe: „Das ich nach bade het guet genach in meiner lemanet ich lac, diß was recht um mitten tac“. Ebenso Ulrich von Nichtenstein: „Ein rade Wette was ihr bereit, da leit sich an du füeze meit“.

Bekanntlich ist auch die heutige Hygiene der Ansicht, daß das Schwibbad mit einer halbständigen Ruhe beendet werden müsse.

Früchte aus Max Haushofers Werken.

Eine Fülle von Sprüchen zur Lebensweisheit, einfach und anspruchslos in der Form wie ihr Schöpfer, aber tief in ihrer reifen Erfahrung und ihrem gültigen Verstande alles Menschlichen, findet sich in Max Haushofers Werken. Wir zitieren die folgenden:

Arger geht am Leben. — Man wird sich am wenigsten ärgern, wenn man von keinem Ding und von keinem Menschen mehr verlangt und erwartet, als er absolut, seiner Natur nach, leisten muß.

Mit den niedrigsten sicheren Einkünften zu rechnen: das vermögen nur sehr einsichtsvolle und willensstarke Leute. Es liegt im Wesen des Menschen, lieber das Günstigere als das Ungünstigere zu hoffen. Einem klugen Haushalter entgeht es aber nicht, welche Einnahmen, die sich früher ergaben, sicher wiederkehren werden und welche nicht.

Zu einer übertriebenen Empfindlichkeit des Gemütes kommen Leute, die in ihrem Umgang zu einseitig sind. — Menschenkenntnis stumpft die Empfindlichkeit nicht ab, behütet aber vor ihren Uebertreibungen.

Die größten Männer der Weltgeschichte sind von ihren Söhnen nicht übertroffen worden, nicht einmal annähernd erreicht. Daraus ist die ernste Lehre zu ziehen, daß es keines großen geistigen oder sittlichen Erbes bedarf, um selber etwas Bedeutendes zu werden.

Freiheit ist der verächtlichste Charakterzug des Menschen, zumal sie sich nur allzugern mit Lüge und Verleumdung paart.

Ehle Gedanken und gerechte Handlungen sind der einzige Jungbrunnen der Seele. Wer sich den Gewalten der Habgucht und des Ehrgeizes, dem Neid und der Genußsucht gefangen gibt, der altert schnell und wird vorzeitig zum Greise.

Daß wir den Körper, das Instrument unseres Willens, beherrschen; das ist die Hauptbedingung aller Lebenskunst.

Geschmacklos ist jede Aeußerung, welche zeigt, daß dem Menschen ein gewisses Maß für das Passende fehlt. Maßlosigkeit ist immer Geschmacklosigkeit.

Lächerliche Mode ist alles, was weniger praktisch, weniger naturgemäß und gesund, weniger dauerhaft, weniger wohlfeil, weniger schön, als das bisher Dagewesene ist.

Alle Selbsterkenntnis müht nichts ohne eine auf ihr beruhende Selbsterziehung und Selbstzucht.

Es gibt Alltagsorgen, die immer wiederkehren und das Los der Sterblichen sind. Ihnen gegenüber bleibt nichts übrig, als sie durch Gemohnheit erträglich zu machen, durch Humor zu verschönen, durch Arbeit zu bekämpfen und nicht durch Torheiten zu steigern.

Im Temperament ist die Grundlage des Charakters zu suchen.

Eine oberste Taktregel ist: Verleugne deine eigene Ueberlegenheit überall, wo es nicht im Interesse der Sache ist. In die Ueberlegenheit, die sich notwendigweise geltend machen will, wirklich vorhanden, so macht sich ihr Träger verhaßt, ist sie nicht vorhanden, so macht er sich lächerlich.

Der richtige und wahre Grund der gesteigerten Unzufriedenheit liegt hauptsächlich in der gesteigerten Empfindlichkeit der Kulturmenschen gegenüber den Unbilligkeiten ihres Lebensstandes.

Aphorismen. In der Wochenchrift Ueber Land und Meer veröffentlicht Otto Weiß folgende Aphorismen:

Werkwürdig, was für frische Leute es unter den Amts- müden gibt!

Für Anekdoten hat dieser und jener solch gutes Gedächtnis, daß er sich — für wichtig hält.

So arm wie ältere Leute können jüngere nicht sein.

Solang' er lebt, ist die Lage manches Menschen — bedenklicher als je“.

Humoristisches.

Die Gnädige. „Mit dem Sauerkraut putzen Sie zuerst den Salontappich und legen Sie es dann für die Dienerschaft!“

Der neue Plutarch. „Wie stellen Sie sich zu dem Vorgehen der Mächte?“ fragte ein Interviewer den Sultan von Marokko. — „Hol' sie der Mächtigkeit“ erwiderte der Sultan. „Eine Polizei, die Euch Europäer vor den Marokkanern schützt, habe ich nun! Jetzt brauche ich nur noch eine Polizei, die uns Marokkaner vor Euch Europäern schützt!“

Russische Märchen.

Auf diesem Schragen liegt im Tod erbleicht Robjedonow, den Hans Ross doch schließlich hat erreicht. Zu aller Freiheitsfreunde Trost und aufrichtigem Gaudium Drehte er dem gähnen Zeloten endgiltig den Krögen um. Er konnte freilich nur sein herlich Teil erlösen leider... Sein Geist lebt weiter! (Zugend.)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. d. u. G. Karlsruhe i. B.

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 16.

Karlsruhe, Samstag den 20. April 1907.

27. Jahrgang.

„Wenn der Frühling auf die Berge steigt —“

und im Sonnenstrahl der Schnee geschmilzt — diese durch die beiden bekannnten Zeiten des schönen Liebes gezeichnete Jahreszeit ist mit ihren feinen Reizen noch so gut wie unbekannt. Die Kanern, die oben in den Bergen des Schwarzwaldes oder der Schweiz wohnen, haben an andere Dinge zu denken, als an weiche Farbenstimmung, und die Städte, deren begüterter Bruchteil den Winter auf den Höhen durch den Schneeschuhsport hat kennen lernen, gehen im Frühling wohl deshalb nicht auf die Berge, weil es nicht Mode ist. Das ist gut so; denn der einame Wanderer und Naturfreund hat dann wenigstens einige Wochen Schonheit und kann die Wälder und Höhen durchstreifen, ohne immer auf ganze Herden von Menschenvolk zu stoßen, welche an der Idee leiden, die Natur beküme erst durch ihre Anwesenheit richtigen Wert.

Wer bei uns im Frühling auf die Berge geht, der muß gegen das Lächeln der Menschen gewappnet sein. Die langen Schneeschuhe, die man mitnehmen muß, auch wenn es unten in der Stadt schon überall blüht und sprießt, zeigen die Spottlust so mancher Mitmenschen, der die Berge immer nur aus der Fernsicht gesehen hat. Aber warum soll das, was vor noch nicht 18 Jahren dem ersten Schneeschuhläufer im Schwarzwald, dem französischen Konful Pilet, mitten im Winter passiert ist, der mit seinen Sögern als Postnachtmann von den Bauern ausgelacht wurde, nicht auch im Frühling, wo weit und breit nichts von Schnee zu sehen ist, einem andern Sterblichen widerfahren.

Was der Frühlingslandschaft in den Schwarzwaldtälern ihren innigen Reiz verleiht, das sind vor allem die feinen, weißen Linien des Schnees, der hinter den Bergmulden von der Sonne noch nicht erreicht worden und die die Bläulich der Berge dem Auge viel näher bringen. Im Vordergrunde legen sich die Bergkuppen in braunen und gelben Tönen übereinander und verlieren sich, je weiter sie in den Hintergrund hineintreten, in ein dunstiges Blau oder Violett bis zu den höchsten Kuppen, über deren weißen Schneefeldern sich das blaue Hochzeitel des Frühlingshimmels spannt. Der Uebergang vom Frühling zurück in den Winter ist oft ganz plötzlich. Man kann neben einem rauschenden Fluß mit überhängendem blühendem Gebüsch auf einer staubigen Talstraße im heißen Sonnenschein dahintwandern und sich nach einer scharfen Wegbiegung plötzlich am Eingang einer Schlucht befinden, über deren schneebedeckten und vereisten Weg ein kalter Winterwind weht. Die staubigen Stiefel nehmen sich dann auf den Schneeschuhen, die bald angeknallt werden müssen, sonderbar genug aus. Und trotzdem, man riecht es, wenn man es auch nicht sieht, daß es nicht mehr Winter ist in den Bergen. Das Leben regt sich schon in den Tannen und sie strömen wieder Harzduft aus. Ihre unteren Zweige hängen zwar noch wie straff ange-spannte Tau in der metereologischen Schneelast, aber die Stämme haben sich den Schnee wenigstens halbwegs abgeworfen, nämlich die „linierten Alpen“. Die ganze Seite vom Säntis bis zum Montblanc erscheint mit hellblauen und hellgrünen horizontalen Streifen abwechselnd durchzogen. Es sind dies übereinander gelagerte, warme und kalte Luftschichten, die, wenn sie besonders stark auftreten, infolge von abnormaler Strahlenbrechung das Bild mancher Berge vollständig verzerren können. Farbenfünfe der überraschendsten Art treibt die Sonne auf dem Schnee und besonders während der länger als im Winter dauernden Sonnenauf- und -untergänge kann man den Glauben, daß der Schnee immer weiß sei, ein für allemal los werden. Vom leuchtendsten Rot bis zum tiefsten Blau finden wir die glänzendste Palette der Natur auf dem Frühlingsdämmer des Schwarzwalds.

Weit weniger, als man vermuten sollte, hat der Schnee in den Höhen über elf- oder zwölfhundert Metern abgenommen. Er erreicht sogar im Monat April und Mai seine größte Höhe. Zwei bis drei Meter sind das gewöhnliche, aber er ist noch geblieben und wer nicht sehr vorsichtig ist, der kann auf einer vollständig ebenen Schneefläche auch mit Schneeschuhen plötzlich einbrechen und sich nach einer Verankerung von drei Meter Tiefe in dem Bett eines lustig rauschenden Bächleins wiederfinden. Das Wasser arbeitet von unten her und die Sonne setzt dem Schnee von oben her zu. Letzteres geschieht nicht durch eigentliches Schmelzen, sondern durch langsame Verdunstung. Deswegen büßt man den Genuß des Farbenspiels im Frühlingsdämmer sehr oft mit einer bösen Erklärung. Die Sonnenstrahlen werden nicht, wie bei der trockenen Kälte im Winter, reflektiert, dadurch Wärme bildend, sondern sie erzeugen eine schnelle Verdunstungsschicht über dem Schnee von etwa einem Meter Höhe.

Da, wo die Schneemassen an steilen Abhängen im Laufe des Winters zu weit überhängenden sogenannten „Wächten“ zusammengefrornen, da geht der Tauwuchs natürlich weniger geräuschlos vor sich. Wenn solche viele Hunderte von Zentnern wiegende Schneebrocken durch ihr eigenes Gewicht losbrechen und zu Tal stürzen, so geschieht das unter einem weihen hörbaren Donnern. Die verheerende Gewalt der Lawine in den Alpen besitzen sie natürlich nicht, aber es ist doch gut, wenn man das Niedergehen einer Wächte im Schwarzwald aus geeigneter Entfernung beobachtet. Ist das Schauspiel vorbei, dann findet man als Radfahrer der Lawine ausgefallene Schneeschreden. Das sind kleiner abfärgende

Schneemassen, die sich auf ihrer Bahn den Berg herab zu riesigen weihen Ammonshörnern aufrollen. Es gibt deren von drei bis vier Meter Durchmesser. Ueberraschend ist es, daß man in den weihen Schneelandschaften des Schwarzwalds im April und Mai die leichtbefiederte, fröhliche und jubelnde Vogelwelt findet, wie drunten im Tal. Die kleinen Sänger lassen sich durch den Schnee nicht darüber täuschen, daß es Frühling ist. Die Menschen, die da oben in ihren einsamen Hütten haufen, wissen das zwar auch, aber wenn sie etwa mit Familie und Gaurat zu Tal ziehen wollen, dann müssen sie hübsch warten, bis die Wege schneefrei sind. Die Tobnauer Hüttenwirtin möchte schon lange gern zu Tal. Sie wird vielleicht bis in den Juni hinein warten müssen. Für den Personenverkehr kommt besonders jetzt bei dem brüchigen Schnee der Schneeschuh zu Ehren. Als er im Schwarzwald noch nicht bekannt war, hat man sich auch schon zu helfen gesucht. Wenn der alte Naimardbauer mit selbstgeflochtenen Schneereifen an den Füßen die steile Seehaldenwand entlang auf den Feldberg ging, dann hatte er beim Aufstieg vorn immer einen Lederfuß, damit er sich den Unterleib nicht erkälte. Bei der Heimfahrt wurde der Lederfuß nach hinten gedrückt, zwischen den Weinen vorgezogen und als wasserdichter Schlitzen benutzt. Mit Hui fuhr der Alte gegen Abend, wo der Frühlingsdämmer immer wieder geizert, hinab ins Tal, wo schon die Primeln blühten. A. F.

Aus fernen Zonen.

Land- und Seestudien.

Von Karl Böttcher (Wiesbaden).

(Nachdr. verb.)

Auf südafrikanischen Diamantfeldern.

Im sturpe des dahinsausenden Schnellzugs — alles mit Menschen vollgepfropft, alles zusammengepackt. Draußen aber, jenseits des Waggonfensters, dehnen sich in schauriger Debe unermeßliche Sandstrecken der südafrikanischen Karoo, am Horizont zusammenschließend mit dem glühenden, metallgrauen Himmel.

Von Johannesburg fahre ich nach Kimberley, dem Neffa der Diamanten, der Heimat des edelsten Edelgesteines. Lotmüde von langer, langer Reize hode ich im Halbschlummer auf dem Lederpolster. Glitzernde Träume, im Mund mit allerhand Phantasien, sind eifrig bemüht, mir in ihrer Weise die nahe Diamantenhauptstadt der ganzen Welt vorzugucken. ... Überall Leuchten und Blitzen, Glühen und Strahlen wie in einem Zauberreich. Überall märchenhafte Pracht, als wären dort Millionen verfeinert, von der Sonne durchsunkelter Tautropfen, etliche Morgenröten und einige Tugend zerbrochener und zerbrockelter Regenbogen vor Anker gegangen. ...

Träume und Phantasien — solch Gelichter kann leicht draußlos kolorieren. Die drastische Wirklichkeit jedoch trunpft bei meiner Ankunft ein vollständig anderes Kimberley aus.

In langstiger Debe ein Klumpen von Blechhäusern. Ab und zu einige dürftige Bäume, alle scharf bedudert mit grauem Staub! Auf den Plätzen, wo sich sogar etliche palastartige Häuser brüsten, nasekühler Geruch nach Ochsenwogen. Wer mir in den Staubstraßen begegnet, sieht arg verdurftet aus, und ich weiß nicht, ist er durstig nach Gold oder nach Brandy. Detonationen von Dynamit dröhren in der heißen Luft. So bald sich durch die Straßen ein Ausbild in die Ferne bietet, sehe ich stehende Schornsteine, mächtige Gerüste, welche sich über den Diamantminen erheben und grell abzeichnen vom bleichen Horizont. —

Eine halbe Stunde später — ha, wela anderes Bild! Da stehe ich im Bureau der großen De Beers-Mine. Da breitet der liebenswürdige Direktor einen wahren Sonnenaufgang von Diamanten vor mir aus, so daß mir wird, als sollte ich untertauchen in Diamantenpracht. Und immer schiebt sich ein neuer Blechkasten wohlfortierter Steine auf den breiten Tisch: große, kleine, ganz kleine, gelbliche, violett schimmernde, graue, weiße. Ach, alle sind gleich liebe Kinder! ...

Was jetzt vor mir aufglimmt, es hat einen Wert von vielen Millionen Mark. Ich denke an all die weiblichen Reize, denen diese Diamanten der-einst etwas nachhelfen sollen; an all den blauen Neid, welcher sich ent-fesselt, wenn einige von ihnen etwa auf dem Berliner Presseball unter dem Kronleuchter des Philharmonie-saales herumloketieren; an das glücker-behende Gesichtchen, wenn sie herzwährend als Brautgästel auffunkeln; — denke schließlich an ein liebreizendes Mädchen aus dem Lande Schillers und Goethes, das mit seinem herrlichen Augenpaar und goldenen Herzen auch diesen Millionentand überstrahlt.

Aber die Arbeiter, welche aus den Diamantgruben solch Pracht heraufschaffen! Es sind Raffen der verschiedensten Stämme. Keiner dieser robusten Krausköpfe darf in der freien Gotteswelt frei herumlaufen; alle müssen gefängnisartig in großen, festumgitterten, hochummauerten Baracken, den „Componds“, haufen, vollständig isoliert von der Außenwelt. Solch frei-willige Gefangenschaft verlangt der stets auf drei Monate abgeschlossene Arbeitskontrakt. Damit will man dem „Verführer“ der Diamanten vorbeugen.

In diese Baracken zu gelangen — es ist ebenso schwierig, wie der Zutritt zu einem „wegen Preisvergeben“ beurteilten Schriftsteller in

„Mogensee“. Der Direktor der De Beers-Mine hat mich mit Passiersteinen genügend ausgerüstet, so daß sich mir alle Türen und Tore öffnen.

Sinein trete ich auf einen riesigen, auf allen vier Seiten von Baraden umbauten Platz. Der hereinleuchtende fahle Himmel ist nur durch ein mächtiges, über den ganzen Raum hingehängtes Drahtgitter sichtbar. Es soll verhindern, daß Diamanten mit geschicktem Wurf über die Baraden nach außen geschmuggelt werden. . . Hier wohnen beieinander neunhundert Kaffern. Von hier aus steigen diese halbnackten Mannschaften direkt hinunter in die Diamantgrube. Hierher kehren sie aus der schmutzigen Tiefe zurück.

Mein Erscheinen in dieser Abgeschlossenheit verursacht einen wahren Aufruhr. Alles springt herbei, um den fremden Mann aus fremdem Lande zu sehen und der Sehnsucht nach der Außenwelt Luft zu machen. . . Laßt euch nicht stören ihr braven Burschen! Genießt ruhig eure Siesta! Es ist ohnehin schwer für euch arme Teufel, unter tausend Gefahren die größten Reichtümer der Welt aus der Erde herauszubuddeln! Ich betrachte mir inzwischen eure eigentümliche Residenz.

Auf dem drahtnetzüberspannten Platz entwickelt sich ein wahres Lagerleben. Lustige Feuer lodern vor den kleinen Baraden. Rings im Kreise hocken die Kaffern und bereiten ihr Mittagmahl. Zumeilen erschallen schwermütige Wieder in düsterer Molltonart: aber die schwarzen Gesichter der Säger grinsen dabei vor Vergnügen. Weiterhin wird gespielt, gebalgelt, gelacht. O, es geht freudig bei den Diamantengräbern, die sich in ihrer Gefangenschaft in den gleichfalls von der Umzäunung eingeschlossenen Kaufläden an Lebensmitteln anschaffen können, was ihnen beliebt. . . Jetzt sehe ich sogar eine Art Schule. Auf grob zusammengepackten Bänken sitzen fünf ziemlich nackte Kaffern, noch ganz bedeckt mit Staub aus der Diamantgrube und lernen nach der Buchstabiermethode lesen. Daneben zeigt sich das Hospital mit seinen Kranken, die in der Tiefe beim Arbeiten mit der Spitzhade, beim Sprengen mit Dynamit verwundet wurden.

Nun aber, Apollo, steh mir bei, damit ich die jetzt folgende Abteilung mit möglichster Delikatesse schildere! Du sollst, mein fröhlicher Leser, nicht die Nase rümpfen, und doch muß ich dir als gewissenhafter Beobachter auch die — Quarantäneabteilung — vorstellen. Mein Begleiter vom Direktorium hat mein Verständnis dafür genügend vorbereitet.

„Also, was Sie jetzt sehen werden,“ erklärt der wadere Mann tief eindringlich, „sind Minenarbeiter, deren Kontrakt nächstens abläuft. Natürlich können wir diese Leute nicht ohne weiteres laufen lassen; die müssen erst eine achtstägige Quarantäne durchmachen.“

„Quarantäne? Wie so?“

„Sie werden das besser verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß wir Kaffern hatten, welche im Grunde waren, zwei hartgekochte Eier ganz zu verschlingen und sie ebenso wieder von sich zu geben. Denken Sie, wenn solche Virtuosen sich aus Verschluß von Diamanten verlegten!“

„Nun, was Sie jetzt sehen werden,“ erklärt der wadere Mann tief eindringlich, „sind Minenarbeiter, deren Kontrakt nächstens abläuft. Natürlich können wir diese Leute nicht ohne weiteres laufen lassen; die müssen erst eine achtstägige Quarantäne durchmachen.“

„Am aber zu verhindern, daß sie bereits verschluckt gewesene Diamanten zum zweiten Male verschlucken —“

„Ah, deshalb die Sandstube!“

„Aber wie können sie denn essen?“

„Das sollen Sie gleich sehen!“

Man bringt kleingeschnittenes Fleisch herbei, legt es einem Kaffer auf diesen famosen Sandstisch; der Wollkopf beugt sich darüber, und häufig schlürfen die hiden Lippen die Delikatesse hinunter. . .

In die Tiefe einer schachtartigen Diamantgrube steige ich nicht hinab. Nieher besuche ich ein offenes, unter freiem Himmel gelegenes Diamantfeld. Sei, ist das ein Leben! Herausgeprengt, herausgeschackt, herausgeschleift wird da unten aus einer fraterartigen Vertiefung der sogenannte „blaue Grund“, jene stahlblaue Erde, in welcher sich die Diamanten vorfinden. Dide Drahtseile ziehen hinab; eiserne Karren jagen daran auf und nieder; mit Klang und beladene Korbiszüge rollen daher. Alles Sand, Staub, Säure und darüber der sendende Himmel! . . .

Aber vorwärts, vorwärts! Holde muß auf dem Wall in Diamanten strahlen, muß die herumstürzenden Freier blenden! Wenn sie wüßte, das arme Ding, aus wach softigem Schmutz man hier ihre Netze heraufholt! . . . Und erst die umständliche Wanderung durch all die komplizierten, donnern- und polternen Maschinen, bis endlich, nachdem alles Erdreich fortgewaschen, die Edelsteine aus den zurückgebliebenen kleinen, schwarzen Kiefern mühselig herausfortiert werden!

Es gibt mehr Diamanten in der Welt, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt. Wollte man in Kimberley diese Borräte mit der Saft der Maschinen allzu eifrig ans Tageslicht fördern, der Diamantenmarkt wäre übersutet, die gleichende Pracht entwertet. Nein, auf Preis muß man halten, auch bei Diamanten! In edler Fürsorge haben deshalb die Herren Aktionäre bestimmt, daß jährlich nur eine gewisse Diamantenmenge ausgegraben wird. Mehr ja nicht, bewahre!

Die ganze Stadt lebt und atmet in einer Atmosphäre von Diamanten. Was die Fremden aus aller Welt herbeilodet — Diamanten! Um was man feilscht und handelt in den eleganten Bureaus, mo an der Wand statt des brutalen Anschlägs „Zeit ist Geld“ zumeist das bekannte Sennebergische Bild „Die Taube nach dem Blut“ hängt — Diamanten! Was die Debatten in den Kneipen belebt, die Köpfe dort in dem kleinen Gerichtssaal erhitzen, den Arrestanten, welcher jetzt geschlossen durch die Staubstraße transportiert wird, in die Arme der Polizei liegert, die Verbrecher drüben der

grau-uniformierten Zuchthäuser veranlaßt — Diamanten und immer Diamanten!

Und doch darf hier niemand einen Diamanten besitzen, ohne mit einem Schein vom Gouvernement sein Eigentumsrecht nachweisen zu können, niemand einen Diamanten kaufen oder verkaufen, ohne spezielle Gouvernementserlaubnis. Zuwiderhandlung wird mit mehrjährigem Zuchthaus bestraft. Man will durch diese draconische Einrichtung den Diamantendiebstahl verhindern. Dazu stellt die Regierung noch eine Masse Lockspiegel an, Generalisurten, welche in der Masse ehrlicher Männer den Unkundigen zu günstigem Diamantenkauf verführen wollen. Lockspiegel bedeuten stets einen Schandfleck der Rechtspflege. Die englische Regierung scheint angeichts dieses Diamantengeschäftes auf solche Schandflecke nicht verzichten zu können.

Gründlich verstaubt, ermattet und ermüdet vom ewigen herumsteigen, lasse ich mich endlich hinter einer Platte Kapwein nieder. Wie er — glückglücklich — so golden ins Glas perlt, ist es mir auf einmal, als müßte ich über den ganzen Diamantenkontinent hell auflachen. . .

„Sah, geht mir doch damit! Die funkelnde Sonne, glitzernde Tautropfen, leuchtende Frauenaugen — das sind meine Diamanten!“

Die Frauen und die Kochkunst.

Die Emanzipierung des vierten und fünften Standes, so führt Koloman v. Felt im Neuen Bester Journal in einer Plauderei über Kochkunst aus, bedroht unsere Säuslichkeit, den eigenen Herd mit Verderben, wenn man nicht zeitigen Vorkehrungen trifft, dieser Gefahr vorzubeugen. In Amerika tut es dem Familienleben keinen Abbruch, wenn den eigenen Herd das Bar, das Speisehaus ersetzt, denn alle hasten ja um den täglichen Erwerb, und die Amerikanerin ist längst darüber hinaus, in hausmütterlicher Sorge das Feuer des Familienherdes zu hüten.

Der Rückschlag dieser Verhältnisse macht sich auch schon in Europa und besonders in Deutschland geltend, wo man jedoch bereits ein Mittel ausgedacht hat, um das Familienheim nicht zu einem Schlafplatz degradieren zu lassen. Das Kochfräulein kam dort auf, das die Arbeit der ständigen Küchenfrau besorgt und diese ersetzt. Mädchen aus „guten Familien“ greifen zum Kochlöffel und besorgen in den Familien die Herstellung der Mahlzeiten. Gaben sie das Mittag- oder Abendessen fertig gekocht, so nehmen sie mit den übrigen Familienmitgliedern am Tische Platz, was vielleicht manchen Kritiker genieren dürfte, doch ganz in der Ordnung ist, denn sobald das Küchenfräulein den Kochlöffel aus der Hand legt, ist sie wieder ganz Fräulein und wird als Gast des Hauses betrachtet. Sollte dieses System ausgedehntere Anwendung finden, so wird es außer den Kochfräulein bald diplomierte Aufräumfräulein, Waschfräulein, Drennfräulein usw. geben, und da würde der Feminismus in eine weitere Richtung gelangen, die ansässigen Nebenberwerb und persönliche Würde und Freiheit sichert.

Freilich könnte dieses ganze Hilfspersonal erspart werden, wenn sich unsere Frauen und Töchter in mehr und mehr den Hausstand und vornehmlich um die Küche kümmern, als dies jetzt geschieht. Wenn eine mit dem Staubtuch über ein paar Nippes hinwegfährt, so sinkt sie schon ermattet auf die Couchelounge und nimmt einen französischen Roman zur Hand, um sich für die ausgestandene Mühe zu entschädigen. Und zu fochen, eine schmachtende Mahlzeit zu bereiten, wie wenige unserer Damen verstehen das! Die meisten treten in die Ehe, ohne von der Kochkunst einen Begriff zu haben. Bei der vernachlässigten Erziehung unserer Damen in Sachen der Kücheneconomie kann es dann leicht vorkommen, daß der alte Witz zur Wahrheit wird und die junge Frau der Köchin befiehlt, die Eier recht lange zu fochen, damit dieselben ja — weich werden!

Wohl bringt die Liebe die Herzen zusammen, doch ein leerer oder mißhandelter Magen dämpft die Liebesglut, und die zartesten Gefühle sterben ab, wie etwa die Treibhauspflanzen, wenn der Heizapparat versagt. Liebe zu erringen ist leicht, doch die Kunst, die so wenige Frauen kennen, sie zu erhalten, und daß dabei der Trankheit des Heims und der Leistungsfähigkeit der Köchin eine große Rolle zukommt, ist außer allem Zweifel. Man muß nicht von Lucullus abstammen, um an einer wohlbelegten Tafel Gefallen zu finden, wobei ich nicht der Schwelgerei und dem sinnlosen Tafelluxus das Wort reden will, denn ein hübsch gedeckter Tisch mit unserem noch so einfachen, wohlgeordneten Lieblingserricht ist immer Anziehungskraft aus und weckt die gute Laune, das Wohlbehagen und die Freude an unserem Heim. Schon manche junge Frau, die zu der gedeckten Tafel höchstens einen eigenhändig gekochten Fischläufer beitragen konnte, hat es erfahren, daß es unverantwortlich leichtsinnig ist, die Zufriedenheit des Mannes von den Launen einer Köchin — und welche Köchin hätte keine Launen? — abhängig sein zu lassen, und sie hat nachträglich fochen gelernt, um ihren Mann durch erlesene Menus an das Haus zu fesseln. Zwar gibt es auch Männer mit ganz neutralen Geschmacksnerven, die selbst auf eine Trüffelpastete nicht reagieren. Solchen Männern ist das Essen nur Arbeit, aber kein Genuß. So bedauernswerte Leute sind jedoch immer seltene Ausnahmen.

Eine richtige Frau sollte, bevor sie in den Ehestand tritt, in allen Küchenarbeiten erfahren und im Kochbuch versiert sein; da es aber leider sehr viele Mütter gibt, die es unter ihrer Würde finden, ihre „höheren Töchter“ in dieser niedrigen Wissenschaft ausbilden zu lassen, hielt ich es für angezeigt, an den Mädchenschulen und selbst Universtitäten, natürlich nur für Studentinnen, Kochkurse als obligatorischen Gegenstand einzuführen, aus dem die höher strebenden Töchter Matura und Rigorolen ablegen müßten. Das würde sie nicht hindern, ihre philosophischen, juristischen oder medizinischen Studien zu betreiben, und geraten sie mit letzteren auf eine Sandbank, so kann sie die Kochkunst gewiß wieder flott machen. Eigentlich ist es merkwürdig, daß die Frauen das Kochmetier, wenig-

stens in seiner höheren Vollendung, den Männern überlassen, während dies doch ein exklusives Feld weiblicher Tätigkeit wäre. Die Frauen drängen sich zu vielen Berufen, die weit besser in Männerhänden blieben, und haben nicht den Mut, gegen die großen Köche Sturm zu laufen, um sie aus ihren so fett dotierten Stellen zu verdrängen. Doch nicht nur den hohen Lohn, auch den Ruhm überlassen sie den Männern, wobei ich mich nicht bis zu Brillat Savarin, dem Altvater aller französischen Köchinnen, verzeihen, sondern nur an Sacher, Dobos und Biskinger erinnern will, die mit ihren Tortencreationen zu Berühmtheit gelangten.

Ist es die weibliche Eitelkeit, die diese Scheu vor dem Herd, diese Zurückhaltung vor einer Küchenkarriere erklärt, oder ist es die Achtung vor der Tradition, wonach die Männer es schon vor uralten Zeiten verstanden, den Braten auf dem Rücken ihres Verdes garzureiten, und demnach auch noch jetzt berufen sind, im Reiche der Küche zu regieren? Ich weiß es nicht, doch sicher ist, daß das Herdfeuer den schönsten Teint mit Indierpatina überzieht und das Köchen die zartesten Händchen derb und häßlich macht, so daß selbst die Kunst der geschicktesten Manicure solche Hände nicht mehr zu einer Modellhand gestalten kann.

Die schönste Stadt der Welt.

Es wird vielfach behauptet, Berlin sei die schönste Stadt der Welt. Wer das sagt, hat entweder noch keine schöne Stadt gesehen, oder er ist ein eingeleiteter Berliner, oder er hat irgend ein Interesse daran, diese Behauptung aufzustellen.

Wie kann eine Stadt die schönste der Welt sein, die zum größten Teil aus schmuddeligen Häuserkolossen besteht, einer an dem andern, bis zum Giebel einmündig, grau und tot. Ein Haus ist so breit wie das andere und von derselben Architektur des andern. In langen Reihen ziehen sich die Häuser hin, durch wenige Plätze belebt und unterbrochen. Selten findet man inmitten der Straßenluft ein interessantes Haus, die meisten Straßen Berlins sind eintönig, ja, nicht einmal in der außerordentlich langen Friedrichstraße, der „Mummelstraße“ der Reichshauptstadt, ist ein Punkt, bei dem das Auge ästhetisch ausruhen kann. An den meisten Gebäuden schreitet man gleichgültig vorüber, auch die Firmenschilder und Plakate können sie nicht kurzweiliger machen.

Die Leipzigerstraße, die „Saurzschäftsstraße“ ist wohl die einzige Straße Berlins, die für das Auge angenehm ist. Ihre Häuser sind zwar auch Geschäftshäuser, wie diejenigen der Friedrichstraße, aber sie werden vorteilhaft unterbrochen durch öffentliche Gebäude und hervorragende Prachtbauten (Warenhäuser, Hotels usw.). Freilebende Gebäude, die nicht von anderen gebriekt werden, findet man selten in Berlin und es gibt sogar Kirchen, die zwischen Wohnhäusern eingeklinkt sind. Es wird eben in Berlin ein Haus an das andere gehetzt, so daß von einer schönen Straßenkunst nicht die Rede sein kann.

Die Abwechslung, die man in Berlin in der Großzügigkeit der Straßenarchitektur vermisst, vermisst man auch in der äußerlichen baulichen Ausstattung der Räden. Dieselbe ist fast überall die gleiche. Neben der Tür rechts und links große Schaufenster, deren Dekoration jedes harmonische und künstlerische Gleichmaß fehlt. Was in der rechten Ecke liegt, packt man auch in die linke, hält sorgfältig eine Mitte inne und kümmert sich kaum um die gegenseitige Wirkung der Farben. Das kann der Großstädter doch eigentlich verlangen, daß die Häuser, die bis zum Hochparterre und ersten Stockwerk, ja oft noch weiter hinauf, mit Schildern von Kaufleuten und Handwerklern, Ärzten, Rechtsanwälten und Masseuren vollgeklebt sind, wenigstens reizvolle Schaufenster haben. Räden mit wirklich künstlerischen Schaufenster-Dekorationen kann man in Berlin suchen! Ich kenne viele Großstädte, in keiner habe ich aber so viel eintönige Straßen gesehen, wie in Berlin.

Küßt man die unzufriedenen Mäde von den Häusern auf die Straße selbst gehen, dann kann man sich erst recht wundern. Zwar ein lebensdiges Bild, aber kein ästhetisches, künstlerisch ruhiges, wie man es in anderen Großstädten findet. Die langen Wagen der elektrischen Straßenbahn schieben dahin, Automobile, Droschken, Lastwagen, Omnibusse, Kabifahrer und Fußgänger tummeln sich durcheinander. Schon im einzelnen: Wie sehen die „Elektrischen“, Lastwagen und Omnibusse aus? Unschön, nicht zum Beschreiben unschön! Jede Sekunde zeigt andere ungeschöne Bilder. Berlin ist noch lange nicht die schönste Stadt der Welt. Man bedenke nur, die „Linden“ mit dem Brandenburger Tor, der Lustgarten mit den Gebäuden für deutsche Kunst und preussische Geschichte, die Leipzigerstraße, der Kurfürstendamm, der Königplatz mit dem Reichstagsgebäude, der Gendarmenmarkt und der Tiergarten mit der Siegesallee und dem „Scheimratsviertel“ ist alles, was in der „schönsten Stadt“ nicht Rangeweile und ästhetische Teilnahmslosigkeit atmet. — Für eine Millionentzeit sehr wenig, noch viel zu wenig für eine kleinere „schöne“ Stadt. Es gibt wohl kaum eine neunenswerte Stadt in Deutschland, die so wenig gute Architekturen hat als Berlin.

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.
Zehn Fuß Eingeweide entfernt. Wel einem 47jährigen Mann, der an einem sehr großen Bruch litt, wurden wie die Ann. of Surgery berichten, im Januar dieses Jahres 10 Fuß Eingeweide entfernt! Als der Patient zum Arzt kam, war nämlich eine enorme Menge von Dünndarmwindungen in den Bruchfall vorgefallen, stranguliert und faulig geworden. Sie mußten daher entfernt werden. Die Operation an sich war nicht so schwer. Die beiden Darmöffnungen wurden wie üblich wieder verschlossen. Aber es bestand die Befürchtung, daß der Patient durch

den großen Ausfall an schweren Verdauungsdrüsen allmählich zu Grunde gehen würde. Das war aber nicht der Fall. Der Mann war nach sieben Wochen geheilt und hat nicht nur nicht an Gewicht verloren, sondern wieder zugenommen und isst und trinkt wie in früheren Zeiten.

Vererblichkeit der Schlaganfälle. In den letzten Jahren hat die Vererbungstheorie nicht nur in Bezug auf die geistigen und seelischen Eigenschaften eines Menschen, sondern auch auf die anatomischen Bedingungen mehr und mehr Fortschritte gemacht. So lenkte jetzt Prof. Dr. Raymond in Le Progrès Medical die Aufmerksamkeit darauf, daß es eine Vererblichkeit in Bezug auf eine ungünstige Ausbildung der Gefäßwände und deren Bruchigkeit gibt. Nun wissen wir aber, daß bei den Gefäßen im Gehirn Muskeln in der Gefäßwand fehlen, die in den übrigen Teilen des Körpers einen gewissen Widerstand leisten, wenn der Blutdruck zu groß und das Gefäßrohr ausgedehnt wird. Leider wird immer noch von den Ärzten und auch von den beteiligten Familien selbst auf die Gefahr, wenn sich ein derartiger Zustand in ganzen Generationen forterbt, zu wenig geachtet, weshalb es unzweifelhaft ein Verdienst von Raymond ist, daß er darauf hinweist. Wir geben unseren Lesern den Rest, nachzuforschen, ob sich in ihrer Familie wiederholt Schlaganfälle nachweisen lassen, die ja bekanntlich durch das Vorhandensein eines Gefäßes im Gehirn entstehen, maß zur Beförderung der Gehirnzufuhr an den Stellen der Zentren für die Bewegung und damit zu Lähmungen führt. Es ist ein Irrtum, wenn man meint, daß sich bei einer solchen erblichen Übertragung keine Vorbeugungsmittel anwenden lassen. Sie sind vielmehr gerade hier am Platze und bestehen vor allen Dingen in einem regelmäßigen Leben, sowie in einer reizlosen und vernunftgemäßen Tätig bei möglicher Einschränkung von Gleich- und Flüssigkeitszufuhr. Im großen und ganzen kann der Arzt das empfehlen, was auch bei der Arteriosklerose (Atherosklerose) empfohlen wird, nur daß in diesem Falle die Verabreichung von Nahrungsmitteln, die die betreffenden Familienmitglieder gewohnt sind und schon von Jugend an die nötigen Vorschriften befolgen können.

Völkerverkehr.
Schließlich bei den Guineanern. Der Stamm der Schiras, deren Land im Süden der großen Äquatorlinie liegt, baut Tabak, Bananen, Erdnüsse, Pflanz und Zuderrohr. Eine besondere Pflege widmet sie einer Pflanze, die von ihnen Kiamba genannt wird. Man erkannte in ihr ohne Mühe den in d i s c h e n S a n f, von dem man bisher glaubte, daß er im wilden Zustande bloß in Abyssinien, Persien und Hindostan wachse. Wie er nach diesem Teile von Afrika gelangte, ist rätselhafter als wie die Schiras seine herausragenden Eigenschaften kennen gelernt haben. Einmal war ein Dorf, in dem der Afrikanische Chollu einen Besuch machte, in allgemeiner Aufregung. Ein Neger hatte Kiambablätter gezaucht und war wie wahnsinnig in die Wälder gelaufen, wo er wahrscheinlich von Nautieren getötet wurde. Solche Fälle von Geistesstörungen durch das Einatmen des Kiambarauches kommen häufig vor. Anfänger im Rauchen fallen nach den ersten Zügen in Zuckungen zu Boden. Veltete Raucher schwachen, laden, ganzen und gebenden sich in jeder Beziehung wie Betrunkene. Einmal angenommen, läßt sich die Gewohnheit schwer wieder ablegen und führt zuletzt zum Wahnsinn. Der Genußgenuss in anderer Form, nämlich in der des Kauens, ist in den letzten Jahren besonders auch in Oberägypten in einer Ausdehnung aufgetreten, daß behördlich gegen das Laster eingeschritten werden mußte. L.

Allerlei.

Die Arbeiterbewegung und der Tierchutz. Einen beachtenswerten Aufruf an die Arbeiter hat jetzt der Währische Tierchutzverein in Prinn erlassen. Das Schriftstück ist in zwei Sprachen (40 000 Stück deutsch, 60 000 Stück böhmisch) gedruckt worden und es heißt darin: Ihr werdet gewiß schon manches vom Tierchutzverein gehört haben, und wenn wir als Führer des Tierchutzvereins uns heute in diesem Flugblatte an euch wenden, so geschieht es, um nun in euren Reihen die Ueberzeugung nachzurufen, daß wir wirklich nichts Ueberflüssiges anireben. Wir wollen nichts anderes, als daß der Mensch aufhöre, unmenslich zu handeln. Wir wollen nichts anderes von euch, als daß ihr einseht, warum wir uns besonders eindringlich heute an euch wenden. Welt wir wissen, daß die moderne Arbeiterklasse intelligent und einmütig ist. Wir appellieren heute an eure Mitarbeit und an eure Unterstützung, denn ihr in erster Linie seid es, die nicht in Worten, sondern durch Taten den Tierchutz leben könnt. Ihr habt auf den Kaufplätzen und auf den Straßen, auf dem Gang zur oder von der Arbeit Tag für Tag Gelegenheit, die Hilfskräfte aus dem Tierreich schmerzvoll zu behandeln.

Das arme Arbeitsvieh, der arme Zughund, die in Wind und Kälte, bei Regen und Sonnenbrand roboten müssen, denen geht es oft jämmerlich, und der Mensch, durch allerhand Ungemach selbst oft hart und verbittert, ist häufig einmütig genug, auch noch diese erbarmungswürdigen Area unter graum zu behandeln. Wir wenden uns heute an euch, Arbeiter, weil wir vorurteilsfrei und überzeugt sind, daß ihr ein einfaches und erliches Wort zu würdigen wißt. Wir bitten um eure Mithilfe und euer Interesse, denn wir sind kein politischer Verein und wir machen keine nur sozialen Unterliebe. Wir wollen nicht euer Geld, aber wir wollen euren guten Willen! Geht mit gutem Beispiel voran und ihr seid uns wertvolle Bundesgenossen. Offenlich hat dieser Aufruf in Oesterreich den beabsichtigten Erfolg. Auch in Deutschland wäre ein solcher Aufruf sehr am Platze.

Wangen im Gehirn. Von einem außerordentlich merkwürdigen Falle erfahren wir durch das Britisch Medical Journal. Es handelt sich nämlich um nichts weniger als um einen Menschen, der nach der Auslage seines Arztes Wangen im Gehirn haben sollte, die ihren Eingang während des Schlafes durch das Ohr gefunden hatten. Die Diagnose hatte ihre Ursache darin, weil der Verletzte eines Morgens mit heftigen Kopfschmerzen erwachte und beim Arzt eine Waage aus der Nase durch

ung.
5.00, sind
zu haben.

id Verh
etwegen
eines
e. Sch
u. e.
eodm.

er Verh
etwegen
eines
e. Sch
u. e.
eodm.

er Verh
etwegen
eines
e. Sch
u. e.
eodm.

er Verh
etwegen
eines
e. Sch
u. e.
eodm.

er Verh
etwegen
eines
e. Sch
u. e.
eodm.

er Verh
etwegen
eines
e. Sch
u. e.
eodm.

er Verh
etwegen
eines
e. Sch
u. e.
eodm.

er Verh
etwegen
eines
e. Sch
u. e.
eodm.

er Verh
etwegen
eines
e. Sch
u. e.
eodm.

er Verh
etwegen
eines
e. Sch
u. e.
eodm.

er Verh
etwegen
eines
e. Sch
u. e.
eodm.

er Verh
etwegen
eines
e. Sch
u. e.
eodm.

er Verh
etwegen
eines
e. Sch
u. e.
eodm.

er Verh
etwegen
eines
e. Sch
u. e.
eodm.